

Die Bilder in diesem Beitrag wurden vom Künstler Bruce Eesly mithilfe künstlicher Intelligenz erstellt. Weitere Informationen dazu finden sich in der Infobox.

Wer kontrolliert die Zukunft unserer Nahrung?

Agrarkonzerne patentieren Saatgut – und privatisieren damit die Grundlage unserer Nahrung. Die neue Gentechnik wird den Trend verstärken.

Der Broccoli ist nur ein Broccoli, bis man sich seine Anfänge genauer anschaut. Zum Beispiel auf den Feldern des Züchtungsunternehmens Sativa in Rheinau, Kanton Zürich.

Hier entsteht ein Sprossenbroccoli, den die Bauern im Herbst säen und im Frühling ernten sollen. Dazu muss er Kälte und Schnee trotzen und mit wenig Sonnenlicht auskommen, also besonders «winterhart» sein.

Eine winterharte Sorte zu züchten, ist aufwendig: Dafür müssen Züchterinnen zwei verschiedene Sorten kreuzen. Von den Nachkommen suchen sie die winterhärtesten aus und kreuzen sie wieder mit anderen Sorten. Das geht mehrere Jahre lang.

Der Broccoli wird umso besser, je mehr verschiedene Sorten die Züchter nutzen können. Sie bestellen Samen bei anderen Züchterinnen in Grossbritannien, in den USA und Japan, fragen bei Genbanken an. Jedes Saatgut steht ihnen frei zur Verfügung, auch das von der Konkurrenz. So regelt es das internationale Sortenschutzgesetz, das auch die Schweiz befolgt. Denn alle sollen vom Züchtungsfortschritt profitieren.

Nur eine Broccolisorte durften die Züchter von Sativa nicht verwenden: den lilafarbenen Broccoli Burgundy. Der war nämlich patentiert. Das niederländische Saatgutunternehmen Bejo hatte ihn für seine krebshemmenden Stoffe schützen lassen.

«Wir hätten die Sorte gerne verwendet, weil sie winterhart ist. Der krebshemmende Stoff hat uns nicht interessiert», sagt Paul Gruner, Züchter bei Sativa. «Aber wir können keinen Patentstreit riskieren, das wäre zu teuer. Also haben wir sie nicht eingekreuzt.»

Hier beginnt das Problem. Das Problem mit Patenten.

Im Jahr 1888 erteilte das Eidgenössische Institut für Geistiges Eigentum das allererste Patent der Schweiz an Paul Perret für die Erfindung eines Uhrwerks. Heute erteilt das Institut jährlich Tausende Patente, um Innovationen zu fördern.

Eine Patentinhaberin profitiert bis zu 20 Jahre lang allein von ihrer Erfindung, weil jeder, der die Erfindung verwenden will, eine Lizenzgebühr zahlen muss. Im Gegenzug dafür muss sie aber die Details ihrer Erfindung offenlegen, damit jeder auf der Erfindung aufbauen kann.

Doch wenn es um Saatgut geht, kommt diese Art, Innovationen zu fördern, an ihre Grenzen.

Das zeigen Gespräche, die die Republik mit kleinen und mittelständischen Züchterinnen in der Schweiz, Deutschland und den Niederlanden geführt hat. Alle sagten dasselbe, wenn es um Patente ging: Rechtsunsicherheit. Hohe Kosten. Weniger Sortenvielfalt. Gross gegen Klein.

Europa hat eine der diversesten Saatgutindustrien weltweit. Neben den Agrarriesen Bayer, Syngenta und BASF gibt es Hunderte kleine und mittelständische Züchter. Sie züchten Gemüse und Getreide für lokale Bedürfnisse: Der Boden in Rheinau ist anders als in Rotterdam, das Klima in Hamburg nässer als in Marseille. Und sie konzentrieren sich auf Sorten, die die

grossen Unternehmen wegen zu geringen Gewinnmargen nicht interessieren.

Doch Pflanzenpatente bedrohen diese Vielfalt der Unternehmen. Sollte die Zahl der Patente steigen, befürchten Züchterinnen das Ende der freien Saatgutzüchtung und Zustände wie in den USA. Dort kontrollieren vier Unternehmen fast den kompletten Markt.

Tomatenzüchtung blockiert

Zu Besuch bei Frans Carree in der niederländischen Provinz Gelderland: Er arbeitet bei dem mittelständischen Bio-Saatgutzüchter De Bolster, der bekannt ist für seine Tomaten.

Carree zieht einen weissen Schutzanzug an. Dann erst öffnet er die Tür zum Gewächshaus und schliesst sie gleich wieder. Auf keinen Fall darf er Keime mit hineintragen. Vor allem nicht das hochansteckende Jordanvirus, das sich seit 2014 langsam auf der ganzen Welt ausbreitet und komplette Ernten vernichten kann.

In Israel, wo das Virus lange unbemerkt blieb, schrumpfte die Tomatenproduktion zwischen 2014 und 2021 um die Hälfte. In der Schweiz ist man deswegen äusserst vorsichtig: Im Jahr 2022 liess die staatliche Forschungsanstalt Agroscope rund 6000 infizierte Tomaten-Jungpflanzen am Flughafen Zürich vernichten.

Im Gewächshaus von Frans Carree sind Hunderte Seile zwischen Decke und Boden gespannt, an denen sich Tomatenpflanzen emporschlingen. Manche sind klein und buschig, andere sind meterhoch.

Zwischen den Gängen stehen Becher mit elektrischen Zahnbürsten, nur ohne Zahnbürstenkopf. «Die benutzen wir zum Bestäuben», sagt Carree. «Es gibt auch professionellere Werkzeuge, die sind aber viel teurer.» Die elektrische Zahnbürste ahmt die Vibration von Bienen und Hummeln nach, die mit ihren Flügeln gegen die Blüten schlagen. Die herunterrieselnden Pollen fängt Carree auf und bestäubt damit eine andere Pflanze.

Nach der Ernte bewerten Carree und seine Kollegen die Tomatenpflanzen in Bezug auf Wachstum und Farbe der Blätter sowie auf Anzahl, Grösse, Form und Geschmack der Früchte. Die vielversprechendsten 20 Prozent kommen in die nächste Runde. Mit ihnen arbeiten die Züchter weiter. Den Rest entsorgen sie.

Carree blickt über die Tomatensträucher. Obwohl alles wächst und gedeiht, sieht er das Verderben. Denn seine Tomatenzüchtung ist durch Patente blockiert.

Grund dafür ist das gefürchtete Jordanvirus. Wenn Carrees Tomaten dagegen nicht resistent sind, wird keine Landwirtin sie kaufen, egal wie schön, lecker und ertragreich sie auch sein mögen. Denn gegen Viren helfen keine Pestizide oder andere Hilfsmittel. Die Tomaten müssen resistent sein.







Zu den Bildern

Mit der Arbeit «New Farmer» (2023) hinterfragt der Berliner Künstler Bruce Eesly die vorherrschende Erzählung der Agrarrevolution der Nachkriegszeit. Mittels KI-generierten Bildern verwischt er dabei Fakten und Fiktion und

erforscht unsere Beziehung zur Natur als Nahrungsspenderin und Ressource, aber auch die Art und Weise, wie Geschichten durch Bilder geprägt und wahrgenommen werden.

«New Farmer» scheint die Erfolgsgeschichte der Grünen Revolution zu erzählen: Genetische Manipulationen führen zu neuen Pflanzensorten, die grössere und bessere Ernten einbringen. Motorisierung, Pflanzenschutzmittel und Kunstdünger steigern die Produktivität zusätzlich. Im Verlauf der Geschichte gibt es jedoch Risse; die Bilder schweben knapp jenseits der Glaubwürdigkeit, bis sie schliesslich ins Absurde kippen. Es handelt sich nicht um Dokumentarfotos aus den 1960er-Jahren, wie man auf den ersten Blick glaubt, sondern durch künstliche Intelligenz dieser Epoche nachempfundene Bilder. Diese alternative Version endet nicht in den riesigen Feldern mit Monokulturen, die uns heute umgeben, sondern bringt stattdessen überdimensioniertes Gemüse hervor.

Mit Humor stellt «New Farmer» die gängige Erzählung der Grünen Revolution infrage und fordert die Betrachterinnen auf, einen kritischen Blick auf unseren Platz in der Biosphäre und die Auswirkungen unseres Handelns zu werfen.

Weltweit arbeiten Züchter deshalb an jordanvirusresistenten Sorten, und die grossen Firmen scheinen das Rennen zu machen. Mehr als 20 Patentanmeldungen liegen beim Europäischen Patentamt vor, von Firmen wie BASF, Bayer oder Syngenta.

Obwohl die Patente noch nicht genehmigt sind, wirken sie sich jetzt schon auf die freie Züchtung aus: Bis Carree eine neue resistente Tomate entwickelt hat, vergehen acht bis zehn Jahre. Bis dahin hat das Patentamt einige oder vielleicht auch alle der Patente der Agrarriesen genehmigt. Dann könnte seine Sorte eventuell von einem davon betroffen sein, schlimmstenfalls sogar von mehreren. Er müsste Lizenzgebühren zahlen, was seine Gewinnmarge auffressen würde.

2017 wurde das Europäische Patentübereinkommen geändert. Seitdem gelten Patente nicht auf Pflanzen, die mit biologischen Mitteln erzeugt wurden. Wenn Carree eine Resistenz durch herkömmliche Züchtung findet, die der patentierten Resistenz ähnelt, müsste er keine Lizenzgebühren zahlen. Doch was als Schutz für konventionelle Pflanzenzüchter eingeführt wurde, führt in der Praxis zu erheblichen Problemen.

Denn Carree könnte jederzeit verklagt werden. Er müsste sich einen Anwalt nehmen und nachweisen, dass er keine patentierte Tomatensorte verwendet hat. Um das zu verhindern, verbringt er viel Zeit mit Recherche. Er möchte auf keinen Fall aus Versehen ein Patent verletzen.

«Es kostet so viel Zeit, gegen Patente zu kämpfen. Ich mache das alles neben meiner eigentlichen Arbeit. Ich bin Züchter, ich bin am liebsten bei meinen Pflanzen», sagt Carree.

Wie er das Problem umgeht und ob er mit seiner Tomatenzüchtung weitermacht, weiss er noch nicht.

Mehr Patente durch neue Gentechnik

Auch in der EU wird momentan viel über Patente auf Saatgut diskutiert. Grund dafür sind geplante Lockerungen für den Einsatz von Gentechnik in der Landwirtschaft: Anfang des Jahres stimmte das EU-Parlament für einen Vorschlag der EU-Kommission: Pflanzen, die mit neuen gentechni-

schen Methoden entstanden sind, sollen in Zukunft leichter auf den Markt kommen.

In der Schweiz wird an einem ähnlichen Vorschlag für neue Zulassungsverfahren gearbeitet, der sich am Vorschlag der EU-Kommission orientieren soll. Seit Ende 2005 gilt aufgrund einer Volksabstimmung ein Verbot für den Anbau von gentechnisch veränderten Organismen. Das Verbot wurde seither mehrmals verlängert, zuletzt bis Ende 2025.

Bei der neuen Gentechnik handelt es sich um Verfahren, mit denen Wissenschaftler viel präziser arbeiten können. Sie können einzelne Gene ausschalten oder neue Gene an einer definierten Stelle einsetzen. Mit der klassischen Gentechnik ist diese Präzision nicht möglich. Dort nutzt man beispielsweise Bakterien zum Transfer der Gene. Wo die neuen Gene im Erbgut landen und wie viele Kopien eingebaut werden, ist Zufall.

Deswegen wird die neue Gentechnik auch Genomeditierung genannt, weil sich damit das Genom – also das Erbgut – gezielt editieren lässt. Man kann sich das vereinfacht vorstellen wie einen Texteditor, der löschen, umschreiben und verändern kann. Die berühmteste dieser Methoden ist die Genschere Crispr.

Bisher gilt das alte Gentechnikrecht auch für diese neuen Methoden mit strenger Prüfung möglicher Risiken für Umwelt und Gesundheit sowie Kennzeichnungspflichten. Nur eine einzige gentechnisch veränderte Pflanze darf in der EU angebaut werden, eine Maissorte. Aber rund 100 solcher Pflanzen dürfen in die EU importiert und als Lebens- und Futtermittel vermarktet werden.

Da die neue Gentechnik präzise ist und den Pflanzen keine Gene aus anderen Organismen eingefügt werden, sollen nun neue Regeln für die neue Gentechnik in der Landwirtschaft her. Die EU-Kommission schlägt vor: Weil man nicht unterscheiden kann, ob bei einer Pflanze die Genschere oder konventionelle Züchtung zum Einsatz gekommen ist, sollte die EU solche Pflanzen nicht regulieren.

Konkret will die EU bei der neuen Gentechnik mit zwei Kategorien arbeiten. Wenn neue Sorten weniger als 20 genetische Veränderungen enthalten, sollen sie wie herkömmlich gezüchtete Pflanzen behandelt werden. Das heisst, sie fallen nicht unter das strikte Gentechnikgesetz. Für Pflanzen mit mehr als 20 genetischen Eingriffen sollen dagegen weiter strengere Vorschriften gelten.

Noch ist das Gesetz nicht durch. Streitpunkt sind unter anderem Patente. Denn mit gelockerten Regeln dürfte die Genschere künftig deutlich häufiger zum Einsatz kommen. Innovationen würden zunehmen, erwartet eine Überblicksstudie der Europäischen Kommission, und damit auch die Anzahl der Patente.

Sobald Gentechnik in der Entwicklung einer neuen Sorte verwendet wird, gilt sie als technische Erfindung und damit als patentierbar. Im Jahr 2023 haben Agrarriesen bereits rund 230 Patente auf Pflanzen angemeldet, die mit neuer Gentechnik gezüchtet wurden. So heisst es in einem Bericht der Initiative No Patents on Seeds, in den die Republik Einsicht hatte. Die Firmen melden die Patente jetzt schon an, in Erwartung, dass die EU die neue Gentechnik bald dereguliert.

Die Mitglieder des Europäischen Parlaments fordern deshalb als Teil der Lockerungen ein komplettes Verbot von Patenten auf Pflanzen, die mit neuen gentechnischen Methoden entstanden sind.

Doch Pflanzenzüchterinnen sollten sich nicht zu früh über das vorgeschlagene Verbot freuen, warnt der EU-Parlamentarier Martin Häusling. Denn: «Der Parlamentsbeschluss ist nichts wert», sagt er. Häusling gehört der Grünen-Fraktion an und ist in der Partei zuständig für den Gesetzesvorschlag. «Der Beschluss gaukelt vor, dass man das Thema regeln könnte, indem die Europäische Union keine Patente zulässt.»

Das letzte Wort über Patente auf Pflanzen hat allerdings nicht die EU, sondern das wenig bekannte Europäische Patentamt. Anders als der Name vermuten lässt, ist es keine EU-Institution. Neben den EU-Ländern sind auch Länder wie die Schweiz, die Türkei und das Vereinigte Königreich Mitglied, insgesamt 39 Nationen. Finanziert wird das Amt allein durch Patentgebühren.

Um Patente auf Pflanzen zu verbieten, müssten alle 39 Mitgliedsländer einstimmig das Europäische Patentübereinkommen ändern, quasi ihr Grundgesetz.

«Ich sehe nicht, dass die Mitgliedsländer das Verfahren insgesamt ändern wollen», sagt Häusling. Spanien, Dänemark und das Vereinigte Königreich gelten als grosse Verfechter des Patentsystems.

Doppelter Gewinn

Ein weiterer Streitpunkt der neuen Gentechnik sind die Hoffnungen und Versprechen, die in sie gesetzt werden. Verfechter der Genschere sehen in ihr grosses Potenzial: weniger Pestizide, weniger Wasserbedarf, Resistenzen gegen Krankheiten, bessere Resilienz gegen Dürren.

Die Vorteile der neuen Gentechnik betonen auch alle grossen Saatgutunternehmen. BASF schreibt auf Anfrage der Republik, dass das Unternehmen «Lösungen für eine nachhaltigere Landwirtschaft» schaffen möchte, und die Saatgutherstellerin KWS will dafür sorgen, dass die «neuen Sorten an den Klimawandel angepasst sind».

Der ehemalige CEO von Syngenta, Erik Fyrwald, sagte sogar, dass die Ernährung der Weltbevölkerung ohne Gentechnologie nicht möglich sei. Ein Syngenta-Sprecher schraubte in einer schriftlichen Stellungnahme an die Republik die Theatralik herunter und sagte, dass «nicht erwartet wird, dass neue Gentechnologien alle Probleme der Landwirte lösen können», sondern als «ergänzendes Instrument» betrachtet werden sollten.





Auch kleinere Unternehmen wie der Kartoffelzüchter Solana oder der Getreidezüchter Streng-Engelen in Deutschland stehen der neuen Gentechnik durchaus positiv gegenüber, weil sie die Züchtung beschleunigen und fachlich allen weiterhelfen könne. Selbst der Schweizer Bioland-Vordenker Urs Niggli sieht grosses Potenzial in der Genomeditierung, um resistente Sorten zu züchten und Pestizide einsparen zu können.

Doch werden die Agrarriesen ihre Versprechen halten? Werden sie klimaresistentes Saatgut züchten?

Hier lohnt sich ein Blick auf die Patentanmeldungen, die beim Europäischen Patentamt vorliegen. Es geht um Bananen, die nicht so schnell braun werden, um Raps, der gegen die weitverbreitete Krankheit Stängelfäule widerstandsfähig gemacht werden soll, um Mais, der leichter verdaulich ist. Doch es geht auch um herbizidresistente Pflanzen. Die waren auch schon mit der alten Gentechnik beliebt.

Als in den 1990er-Jahren die ersten genmodifizierten Pflanzen in den USA auf den Markt kamen, war das vor allem Saatgut, das zusammen mit passenden Unkrautvernichtern verkauft wurde. Das bekannteste Beispiel ist die Roundup-Ready-Sojabohne von Monsanto, resistent gegen den glyphosathaltigen Unkrautvernichter Roundup.

Diese Kombination aus Saatgut und Herbizid sei noch heute bei Agrarriesen beliebt, sagt Jennifer Clapp. Sie forscht an der Universität von Waterloo in Kanada zum Aufstieg von Megakonzernen in der Landwirtschaft und Lebensmittelindustrie.

Etwa 90 Prozent der weltweit angebauten gentechnisch veränderten Pflanzen seien herbizidtolerant, sagt Clapp. «Die Unternehmen betonen zwar, dass Gentechnik für die Anpassung an den Klimawandel unerlässlich ist, doch in der Praxis wird nur ein sehr geringer Prozentsatz der kommerziel-

len gentechnisch veränderten Kulturpflanzen auf Trockenheits- und Hitzetoleranz gezüchtet», sagt Clapp.

Die Betonung liegt auf «kommerziell». Universitäten und öffentliche Institute forschen vermehrt an klimaresistenten Pflanzen.

Mit dem Fokus auf gentechnisch veränderte Pflanzen steigt in den USA auch die Zahl der Patente. Mit verheerenden Folgen für die einst diverse Saatgutindustrie. Als Firmen wie Monsanto und Dupont wuchsen, übernahmen sie kleine Züchter, schluckten sie oder schlossen sie gar.

Über 200 kleine bis mittelständische Züchtungsunternehmen verschwanden in den 1990er und 2000ern, berichtet das Landwirtschaftsministerium der Vereinigten Staaten. Heute besitzen nur vier Firmen 97 Prozent aller Patente auf Raps, 95 Prozent aller Patente auf Mais und 84 Prozent aller Patente auf Sojabohnen.

Noch sind wir in Europa weit entfernt von Zuständen wie in den USA. Doch auch hier verändert sich die Saatgutindustrie bereits. Es gebe einen klaren Trend zur Patentierung und Kommerzialisierung. Und zur Geheimhaltung, sagt Pflanzenzüchter Paul Gruner in Rheinau.

«Die Zusammenarbeit zwischen Züchtern ist sehr kollegial», sagt er. «Wir helfen uns. Aber es ändert sich. Viele Züchter haben früher fröhlich von ihren Ergebnissen erzählt, aber jetzt dürfen sie auf Konferenzen nichts mehr sagen. Sie müssen alle eine Verschwiegenheitsklausel unterschreiben. Alles wird von firmeninternen Rechtsabteilungen kontrolliert, wo es nur geht.»

Der Staat als Züchter

Für die Agrarriesen gibt es keine Alternative zu Patenten. Es geht dabei um Milliarden von Euro. Bayer investiert nach eigenen Angaben jährlich über zwei Milliarden Euro in Forschung und Entwicklung von Pflanzen. Ohne Patente «würde kein Unternehmen investieren», schreibt ein Sprecher von Bayer auf Anfrage der Republik.

Als Antwort auf die wachsende Patentkritik von klassischen Züchterinnen und Umweltorganisationen hat Bayer zusammen mit Syngenta, BASF und anderen Unternehmen eine Lizenzplattform gegründet. Mitglieder dürfen kostenlos mit patentiertem Material züchten und können über die Plattform Lizenzgebühren verwalten. Das soll den Zugang zu patentiertem Material erleichtern.

Doch das Angebot löst das Grundproblem der Patente nicht: Die Kosten für traditionelle Züchter steigen. Wichtiges Genmaterial wird aus dem gemeinsamen frei verfügbaren Genpool genommen, weil Züchter nicht mehr jede Pflanze verwenden dürfen. Die Vielfalt des Saatguts sinkt.

Die grosse Lösungsidee fehlt.

Die Schweiz dreht immerhin an ein paar Stellschrauben. Bald soll es für Züchterinnen einfacher werden, den Überblick über Patente zu behalten. Denn bisher ist das gar nicht so einfach. In den Patentschriften tauchen selten Sortennamen auf.

Deswegen sollen Züchter auf einer Online-Plattform nachfragen können, ob eine bestimmte Pflanzensorte patentiert ist. Wenn sich die Patentinhaberinnen innerhalb von 90 Tagen nicht melden, können die Züchter davon ausgehen, dass die Sorte zur freien Verfügung steht.

Patentansprüche verfallen. So ist die Idee. Bis Mitte September konnten sich Züchterinnen, multinationale Agrarkonzerne und andere Interessengruppen zum Vorschlag des Bundesrats über die geplante Plattform äussern.







Christian Ochsenbein vom Züchtungsunternehmen Delley Samen und Pflanzen am Neuenburgersee sieht den Staat in der Verantwortung, um die

Marktmacht von wenigen grossen Firmen zu verhindern. Aber nicht, indem er Patente oder die neue Gentechnik reguliert, sondern indem er selbst züchtet.

Verfahren wie die Genschere sind teuer und kompliziert. Gerade kleineren Züchtern fehlt das Know-how. Die staatliche Forschungsanstalt Agroscope züchtet bereits krankheitsresistente Sorten, auch in Zusammenarbeit mit privaten Unternehmen wie Delley Samen und Pflanzen.

Ochsenbein wünscht sich, dass Agroscope zukünftig noch mehr in der frühen Entwicklungsphase von neuen Sorten beteiligt ist. Sie könnte mithilfe der neuen Gentechnik beispielsweise Resistenzgene aus Wildsorten in Zuchtsorten einbringen und diese dann den Züchterinnen zum Einkreuzen zur Verfügung stellen. «Das können wir kleinen Züchter nicht leisten», sagt Ochsenbein. Der Staat könne dann selbst entscheiden, wie viel er für Lizenzgebühren verlangen möchte.

Generell sieht Ochsenbein das Patentproblem entspannt. Warum macht er sich nicht solche grossen Sorgen wie seine Kollegen? «Es kann durchaus sein, dass ich bisher zu wenig betroffen bin und deswegen keine Gefahr sehe», sagt er. Ochsenbein züchtet vor allem Getreide. In der Regel dauert es 15 Jahre, bis eine neue Sorte marktreif ist. «Bis dahin nähern sich Patente bereits ihrem Ablaufdatum, die sind 20 Jahre gültig», sagt er.

Bei Gemüse ist die Züchtungsdauer kürzer. Sie sind dann potenziell noch einige Jahre von Patenten betroffen. Sieben Jahre lang hat die Züchtung des Sprossenbroccoli bei Sativa gedauert, von der ersten Kreuzung bis zu dem Zeitpunkt, zu dem Bauern und Hobbygärtnerinnen das Saatgut kaufen konnten.

Für den Broccolizüchter Paul Gruner liegt die Lösung des Patentproblems auf der Hand. «Am einfachsten wäre es, wenn wir festlegen, dass das Kreuzen von Sorten keine Patente verletzt», sagt er. Patentgebühren sollten dann nur anfallen, wenn man die patentierte Sorte kauft und sie anbaut. «Das Thema ist zu wichtig, als dass man daraus Kommerz macht.»

Zu den Autorinnen

Katharina Wecker berichtet als freiberufliche Journalistin über Umwelt, Klimawandel und gesellschaftspolitische Themen. Ihre Texte und Videos erscheinen unter anderem bei der Deutschen Welle und «Spiegel online». Für die Republik schrieb sie zuletzt über die Bauernproteste in Deutschland.

Raluca Besliu arbeitet als freie Journalistin in Brüssel. Sie schreibt über Umwelt- und Menschenrechtsthemen sowie die EU-Politik. Ihre Berichte sind unter anderem in der «New York Times», bei der Deutschen Welle und dem «EU Observer» erschienen.

Diese Recherche wurde vom Journalismfund Europe unterstützt.